

Mein Freund Biedermeier

Autor(en): **Meyer, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572135>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

angrunzte wie ein erzürnter Eber“ — ein Gemüt hatte er weich und zart wie ein Kind, und deshalb fühlte er sich auch in seiner Kunst so sehr zu jenen hingezogen, denen seine Seele verwandt war. Voll Anmut und voll lieber kleiner Herzlichkeiten sind seine Kinderzeichnungen, die fröhlichen Spiele und wilden Zänkereien seiner derben und lieblichen Bauernjugend¹⁾. Wie hübsch ist z. B. auf unserm Winterbildchen der Gegensatz zwischen den großtuerischen Buben und den lieben kleinen Mädchen gegeben, die mit trippelnden Füßchen und kalten Näschen dastehen, hoffend, daß sich die drei ungelenteten Cavaliers ihrer erbarnten und sie mit auf ihre Schlitten nehmen werden! Freilich führten gerade diese Darstellungen aus dem Kinderleben den Katzenraffael an die Grenze seines Könnens; aber wo sich ihm Schwierigkeiten boten, wußte der sonst unbeholfene Mensch sich geschickt zu helfen, und wenn es ihm etwa schwer fiel, die Zierlichkeit patischer Kinderhändchen wiederzugeben, so fand er ein hübsches Mittel, um die Klippe zu umgehen: er verwandelte die Patschen durch dickwollene Katzenhandschuhe in Pfötchen oder er versteckte sie höchst naturgetreu unter schützenden Schürzchen oder in gastlichen Hosentaschen.

Drei von unsern Katzenbildchen bringen wir in der Wiebergabe von Franz Hegi, dem Zürcher Kupferstecher, dem wir im letzten Jahrgang als einem Künstler der Biedermeierzeit ein Erinnerungsblatt gewidmet haben²⁾. Hegi mußte die liebevolle und selbstlose Kunst Minds besonders sympathisch sein; denn auch den Katzenraffael könnte man als einen charakteristischen Maler aus Biedermeierzeiten hinstellen. Auch seiner Kunst ist die innige Traulichkeit und Beschaulichkeit eigen, die vernünftige Anspruchslosigkeit und das zierliche Wesen, das uns an jenen heimeligen Zeiten entzückt, sind doch die niedlichen Stubenfäßchen mit ihren runden Bewegungen und dem behaglichen Schnurren selbst wie eine anmutige Verkörperung

¹⁾ Vgl. hiezu auch die Kinderbilder auf Seite 469/71 des zweiten Jahrgangs der „Schweiz“ (1898).
²⁾ Vgl. „Die Schweiz“ X (1906) 421—428.

DIE SCHWEIZ
1906

DRELL FUSSELL

biedermeierscher Gemüchlichkeit. Aber eine ganz andere Künstlerindividualität als der treuerberzige Zürcher Künstler ist freilich der Berner Maler. Dem Katzenraffael fehlt die sichere Genauigkeit in der Wiebergabe des Gesehenen, die liebenswürdige Vielfältigkeit Hegis; er ist einseitiger, aber auch prägnanter, er hat eine schnellere, eigenfinnigere Linie, eine kräftigere Hand als der feinsinnige Kupferstecher, und wenn auch diese Hand oft über ihr Ziel hinausfährt und gelegentlich etwas ungeschlachte, verzeichnete Formen gibt, charakteristisch sind diese Formen immer und sprechend immer, und man fühlt es ihnen an, daß der Künstler sie nicht in genauer Kopie der Wirklichkeit nachzeichnet, sondern daß die eigene frei waltende Vorstellungskraft sie ihm diktierte.

Etwas aber ist den beiden Künstlern gemein: die selbstlose Hingabe an ihre Kunst, die Andacht für den Gegenstand und der nie erlahmende Schaffenseifer, und dies verleiht den kleinen Kunstwerken des gebildeten Zürcher Radierers wie denjenigen des schier unbildungsfähigen Berner Malers bleibenden Wert.

M. W.

Mein Freund Biedermeier.

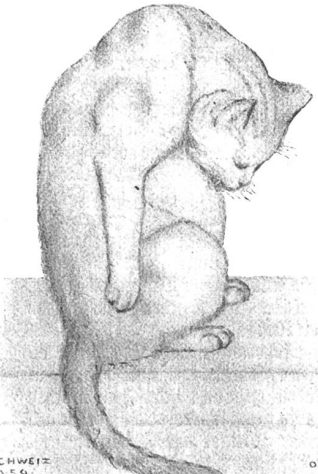
Nachdruck verboten.

Humoristische Skizze zum Valentinstag (14. Februar) von Karl Meyer, Basel.

„Zu nett war es in Zürich, wirklich gottvoll habe ich mich amüsiert die ganze Zeit über! Die Zürcher sind aber auch unterhaltend, besonders die Herren; da könnt ihr Basler euch begraben lassen, die sind euch in allem über!“

Ergeben schlage ich zur Abwechslung das linke Bein über das rechte und lasse die Wortflut über mich ergehen. Noch immer geht sie nicht, die langweiligste aller Cousinen! Mama hat sie zu mir ins Zimmer bugsiert, weil heute morgen im Wohnzimmer Scheuerfest ist, wobei die Unermüdlische stets die Hauptrolle selber spielt.

„Ja, ja, die Zürcher sind viel galanter als ihr!“ entgegnet sie auf mein beredtes Schweigen, indem sie sich vor den Spiegel stellt, um ihren roten Hut fester zu stecken. Langsam erhebe auch ich mich und begleite Lisa auf ihrer Rundreise durchs Zimmer. Alles wird beguckt, betastet und einer nicht sehr feinen Kritik unterworfen. Schon glaube ich sie glücklich an meinem Schreibtisch vorübergesteuert zu haben, da stürzt sie sich dennoch auf mein Heiligum. Alle Photographien stellt sie sich an; fast zärtlich streichelt ihre feine Hand die beschriebenen Rahmen, die ich meinen Freunden gewidmet habe. Das Bild von Professor S. kann sie kaum mehr aus der Hand lassen.

DIE SCHWEIZ
1905

DRELL FUSSELL

„Er ist zu süß, der liebe Professor!“ schmachtet sie, trotzdem sie jedenfalls noch nie Gelegenheit hatte, ihn auf seine Süße zu prüfen. „Ach das reizende Notizbuch! Gerade so eines habe ich mir schon lange gewünscht; dieser Biedermeierstil gefällt mir zu gut!“

„Mir auch,“ entgegne ich ungerührt und horche erstaunt auf einen leisen Seufzer, der vom Notizbuch her zu mir tönt. Empört über den ungalanten Vetter wendet Lisa sich zum Gehen; rascher als sonst verabschiedet sie sich.

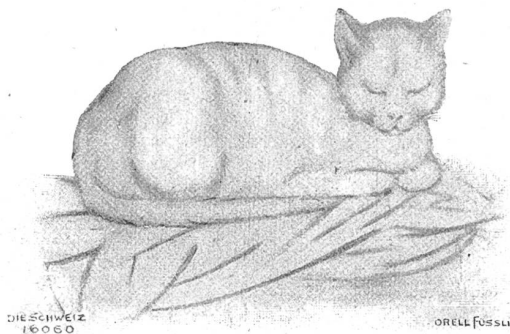
Eigentlich hätte ich ihr das Notizbuch schenken sollen; es hätte ihr Freude gemacht. Brauchen kann ich es für mich doch nicht; seine zarten Farben sind für eine Damenhand berechnet. Umgeben von einem grünen Kranz in Medaillonform hebt sich vom weißen Grunde eine zierliche schwarze Silhouette ab, ein reizender Mädchenkopf mit einem großen blauen Hut; blau ist auch die Schleife des Kranzes, die in langen Enden das Bildchen umgaukelt. Was mir das Carnet so lieb macht, ist aber nicht die blaue Flatterschleife, sondern die zierliche Nase von Fräulein Biedermeier, weil sie ebenso lieb und ebenso fest in einem mir bekannten süßen Gesichtchen steht. Zärtlich betrachte ich die Silhouette, und sehnsüchtig an ein gewisses Stümpfnäschen denkend, flüstere ich leise: „Ach, du liebes Biedermeierlein!“

Wieder tönt ein zarter Seufzer vom Notizbuch her; mir ist, als schwebte ein Schatten über die Silhouette. „Biedermeier,“ sage ich nochmals laut, und stärker seufzt es und näher. Der Schatten verdichtet sich und neben dem Mädchenbild steht ein zierlicher Cavalier, der mich traurig ansieht.

Mein Erstaunen darf ich nicht laut werden lassen; fröhlich begrüße ich meinen Besuch: „Guten Morgen, Herr Biedermeier!“ Ein flotter Krackfuß erwidert meinen Gruß.

„Was verschafft mir die Ehre?“ erkundige ich mich.

Biedermeier seufzt tief auf; dann tönt wie aus weiter Ferne eine zarte Stimme an mein Ohr: „Unser Geschlecht ist erloschen auf der Erde; deshalb müssen wir selbige Biedermeier

DIE SCHWEIZ
1860

ORELL FÜSSL

Folge leisten, wenn man uns anruft, ein jeder an seinem Namenstag und in seiner Vaterstadt. Heute ist Valentinstag; ich hieß einst Valentin Bieder-

meier und wohnte an der Schifflande in Basel! Ein erneuter Kraksfuß, und Herr Biedermeier lehnt sich in wehmütiger Pose an das Notizbuch, das ich vor mich hin auf den Schreibtisch gestellt habe.

„Mein Name ist Karl Meyer,“ murmelte ich und kraksfußte ebenfalls, so gut ich es eben kann.

„Sehr erfreut,“ behauptet mein Besuch, macht aber ein ganz verzweifeltes Gesicht dazu; viel lieber hätte er jedenfalls in den seligen Gefilden das Menuett fertiggetanzt, bei dem ich ihn gestört hatte.

„Ja, die Schifflande, die steht nun auch nicht mehr!“ beginne ich das Gespräch, ganz verlegen darüber, wie ich dem alten Basler das neue Basel mundgerecht machen könne.

„Steht nicht mehr?“ staunt Biedermeier. „Wo landen denn die Schiffe?“

„Schiffe landen schon lange keine mehr. Vielleicht wird die Schifffahrt jedoch bald wieder eingeführt.“

„Wie wird denn jetzt der Verkehr mit andern Ländern vermittelt?“ fragt mein Besuch.

Im Jenseits kennen sie die Fahrpläne der Jetztzeit also nicht. Verkehrspolitik ist mein ganz spezielles Fach; da kann ich Herrn Biedermeier aufwarten. Immer erstaunter hört er zu, da ich zu reden beginne von Eisenbahnen, von Bergbahnen und Tunnels, von elektrischem und von Dampftrieb. Im Eifer der Rede achte ich nicht auf meinen Besuch; wie ich mich wieder nach ihm umsehe, ist er verschwunden. Für mich ganz allein spinne ich nun den Faden der Rede fort und vertiefe mich in die großartige Umwälzung, die Verkehr und Handel durch die Einführung von Eisenbahn, Telegraph und Telephon erfahren haben. Unsere Vorfäter konnten nicht einmal in Gedanken so schnell reisen, wie wir es jetzt in Wirklichkeit tun.

„Aber, Karl, hast du dein Kolleg vergessen?“ mahnt Mamas Stimme.

Schnell stürze ich zur Universität, wo meine sechs Zuhörer, fünf Herren und eine wissenschaftliche junge Dame, meiner bereits ungeduldig harren. In raschem Tempo hasple ich das heutige Pensum ab; ich bin heute nicht in der Stimmung, mein Auditorium für Nationalökonomie zu begeistern.

Wieder zu Hause angelangt, eile ich rasch an meinen Schreibtisch. Noch steht das Notizbuch am selben Ort, mein Freund war nicht zurückgekehrt.

„Valentin!“ sage ich laut. Keine Antwort. „Biedermeier!“ rufe ich ungeduldig; das wirkte.

Ein herzbrechender Seufzer wird vernehmbar, und schwankend steht Freund Valentin neben dem Notizbuch und hält sich krampfhaft an der blauen Schleife fest.

„Aber, lieber Herr Biedermeier, was ist Ihnen?“

„Oh! Oh!“ wimmert er. „Was habe ich alles erleben müssen!“

„Wo waren Sie denn?“ frage ich ganz bestürzt über seinen Zustand.

„Überall war ich,“ stammelt er leise. Sein schönes Toupet steht kerzengerade auf, so hat ihn das Gesehene erschreckt.

Die Stimme meiner Schwester ruft zum Essen. „Mein guter Freund Valentin, nach dem Essen erzählen Sie mir Ihre Erlebnisse! Bitte, ruhen Sie sich jetzt ein wenig aus!“

„Erbarmen!“ fleht er und ringt die Hände. „Nehmen Sie mich doch mit und sagen Sie rasch meinen Namen, sobald ich verschwinde; sonst rufen mich wieder andere, und ich muß Grausames erleben wie vorhin.“

„Sie mitnehmen? Sehr gern; feierlich lade ich Sie zum Essen ein.“

„Danke,“ kraksfußt mein Besuch, „Probiant habe ich bei mir. Stecken Sie nur das Notizbuch, an das ich gebunden bin, in Ihre Tasche! Dort kann ich gut ausruhen und mich auch ein wenig stärken.“

Gerne leiste ich seinem bescheidenen Wunsche Folge, versenke gehoriam das Carnet in meine äußere Brusttasche und fühle, wie Herr Biedermeier sich dort behaglich einnistet.

Während der Suppe erzählt Trude kleine Erlebnisse, die sie nach Backfischart zu großen Begebenheiten aufbauscht. In meiner Rocktasche knuspert es leise, nur mir vernehmbar: mein Freund stärkt sich an seinem Mannavorrat.

„Wie hat Lisa sich in Zürich amüsiert? Hat sie viel Genuß gehabt von ihrem Aufenthalt?“ erkundigt sich jetzt Mama.

„Amüsiert hat sie sich famos. Genuß, wenigstens geistigen Genuß hat sie in Zürich so wenig wie in Basel gesucht und gefunden!“ gebe ich zur Antwort.

„War sie denn nicht im Theater?“ fragt Trude erstaunt. „Das hätte ich zuerst besucht, da wir jetzt schon so lange kein Theater mehr haben in Basel.“

„Ja, im Theater war sie allerdings; man gab Charley's Tante. Du zählst diese alte Tante gewiß auch nicht unter die geistigen Genuße, Trude?“

Auf einmal kommt mir zum Bewußtsein, daß Freund Valentin mir entschlüpft ist; den mußte ich wieder haben.

„Eine ganz famos neue Bekanntschaft habe ich gemacht,“ erzähle ich.

„So? Mit wem?“ forscht die neugierige Trude.

„Valentin Biedermeier heißt mein neuer Freund...“ Da fühle ich ihn schon wieder deutlich in der Tasche.

„Was ist er denn?“ fragt Mama. „Wie sieht er aus?“ will Trude wissen.

Nun kann ich meiner Fabulierlust Genuße leisten. Mit wahrer Herzensfreude schildere ich meinen lieben Valentin, so schön und so gut, daß der brave Kerl in meiner Rocktasche aus dem Röhren gar nicht mehr herauskommt.

„Gehst du morgen auch ins Konzert?“ fragt mich auf einmal Trude und sieht mich unternehmungslustig an.

„Morgen nicht,“ wehre ich ab; „aber nächste Woche nehme ich dich mit ans Tonkünstlerfest. Dich, Mama, natürlich ebenfalls, wenn du Lust dazu hast.“

Wir reden nun von Musik, und im Reich der Töne vergesse ich bald meinen Freund und mein Versprechen. Erst da ich gemächlich meinen Kaffee schlürfe, muß ich plötzlich meine Tasse niederlegen und ausrufen: „Oh, Biedermeier!“

Ein tiefer Seufzer aus der Rocktasche antwortet mir.

„Aber Karl, dieser Herr Biedermeier muß großen Eindruck auf dich gemacht haben! Willst du ihn vielleicht auf Sonntag einladen; es würde mich freuen, seine Bekanntschaft zu machen?“

„Danke, Mama! Herr Biedermeier weilt nur heute in Basel, mit dem Nachtzug verreis er wieder,“ antworte ich kühn, während ich fühle, wie er in meiner Tasche einen Kraksfuß probiert.

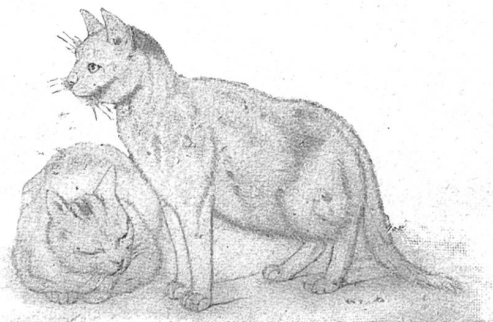
„Schade! Wie konntest du dich aber so rasch mit einem Menschen befreunden, der nur so kurze Zeit hier weilt?“

„Verwandte Seelen knüpft der Augenblick des ersten Sehens mit diamantnen Banden,“ zitiere ich pathetisch.

„Goffentlich ist dein neuer Freund keiner der Modernen?“ forscht die ängstliche Mama.

„Modern? Nein, gewißlich nicht, schon eher eine Antiquität!“ bekenne ich. Biedermeier seufzt tief auf. „Uebrigens habe ich veripprochen, ihm den Rest des Tages zu widmen. Vorerst muß ich mich aber ein wenig ausruhen, da ich letzte Nacht nur wenig geschlafen habe. Wünsche deshalb nicht gestört zu werden,“ wende ich mich

an Trude, die sich mir eingehänt hat, um mich in mein Zimmer zu begleiten. Ungern nur entläßt mich mein Trudel und sieht mir vorwurfsvoll nach; sie hat gewiß wieder etwas erlebt,

DIE SCHWEIZ
1861

ORELL FÜSSL

das sie mir gern beichten würde. — Behaglich strecke ich mich in meinen Faulenzler, stecke mir eine Vorzugszigarre an und stelle das Notizbuch vor mir auf den Rauchtisch. Biedermeier hält sich noch immer an der blauen Schleife fest, er war mir treu geblieben. Sorgfältig bringt er sein etwas derangiertes Loupet wieder in Ordnung, säckelt sich mit einem großen bunten Seidentuche Kühlung zu und steht mich erwartungsvoll und ergeben an.

„Nun ist es an Ihnen zu erzählen, mein lieber Herr Biedermeier! Kann ich Ihnen mit Auskunft dienen, so geschieht es mit Vergnügen. Wo waren Sie heute morgen, wo waren Sie vorhin, als ich Sie rufen mußte?“

Ihm schauderte schon beim Gedanken an das Erlebte. „In der Stadt bin ich gewesen! Als Sie mir vom heutigen Verkehr so interessant erzählten, mußte ich plötzlich weg; man hatte mich gerufen. Ich stand auf einem Tisch in einem kleinen Zimmer, vor mir zwei junge Mädchen, die aber gar nicht jung aussahen.“

„Herzig, nuggisch ist sie, diese Biedermeiertasche mit der schönen Girlande!“ kispelte die Schwarzhaarige, während sie ihre Handschuhe anzog.

„Tante hat sie mir geschenkt, da sie weiß, daß ich diesen neuen Stil so sehr liebe,“ antwortete ihre blonde Freundin, indem sie den Hut aufsetzte und dann die Tasche zur Hand nahm. Ich mußte natürlich mit, da ich an den Gegenstand gebunden bin, der meinen Namen führt. Rasch schlüpfte ich in die Tasche; ich hätte sonst die ganze Zeit über mich krampfhaft am Bügel festhalten müssen.“

„Wohin gehen wir nun zuerst?“ frug meine Trägerin.

„Ich muß zur Schneiderin, um mein neues Ballkleid anzuprobieren; sie wohnt in der Spalen. Gehen wir erst dorthin; nachher können wir dann bummeln!“

„Bummeln! Mädchen bummeln doch nicht; zu meiner Zeit taten das überhaupt nur die Studenten!“

„Nehmen wir den Tram?“ frug meine Trägerin.

„Ach nein, wir gehen dann lieber zum Banti für das Geld!“ antwortete ihre Begleiterin.

Wo wir uns befanden, konnte ich nicht erkennen, die Straßen waren mir alle fremd; auch die Straßennamen kannte ich nicht. Steinengraben hieß es irgendwo; unsern lieben alten Steinengraben entdeckte ich aber nirgends in der Nähe. Meine Tasche baumelte immer hin und her, her und hin; mir wurde ganz schwindlig. Plötzlich sah ich mein altes Spalentor! Nur eine neue Haube hat man ihm aufgesetzt, sonst ist es noch unverdorben. Wie oft war ich zu meiner Zeit durchs Spalentor aus- und eingegangen! Heute durfte ich es nicht passieren; wir traten in ein Haus ein, wir kamen zur Schneiderin. Während der Anprobe zog ich mich verschämt in die Tasche zurück. Herzig, reizend, nuggisch war das neue Kleid, wie ich hören konnte in meinem Versteck. Endlich blieb noch die große Frage zu lösen, ob gelbe oder grüne Schleifen ins Haar zu stecken seien. Mir ward übel: gelb und grün sind doch keine Farben für junge Mädchen! Grün wurde endgültig gewählt, und wir zogen ab.

Nun fing ich an die Leute, die uns begegneten, näher anzusehen, fiel aber aus einem Erstaunen in das andere. Wie die angezogen waren! Ueberall bei Groß und Klein, bei Damen und Herren, bei Alt und Jung, überall dunkle Farben, die gar keine Farben mehr sind! Da war es zu meiner Zeit doch viel schöner zu leben; wir Biedermeier besonders, wir waren stets sehr farbenfrohe Leute... Ein gräßlich Geräusch störte mich in meinen Modebetrachtungen: es klingelte und dröhnte, und eine ungeheure Kiste mit Glascheiben schnurrte an uns vorüber; viele lebendige Menschen saßen und standen darin.

„Wer war der junge Herr im Tram?“ frug meine Herrin.

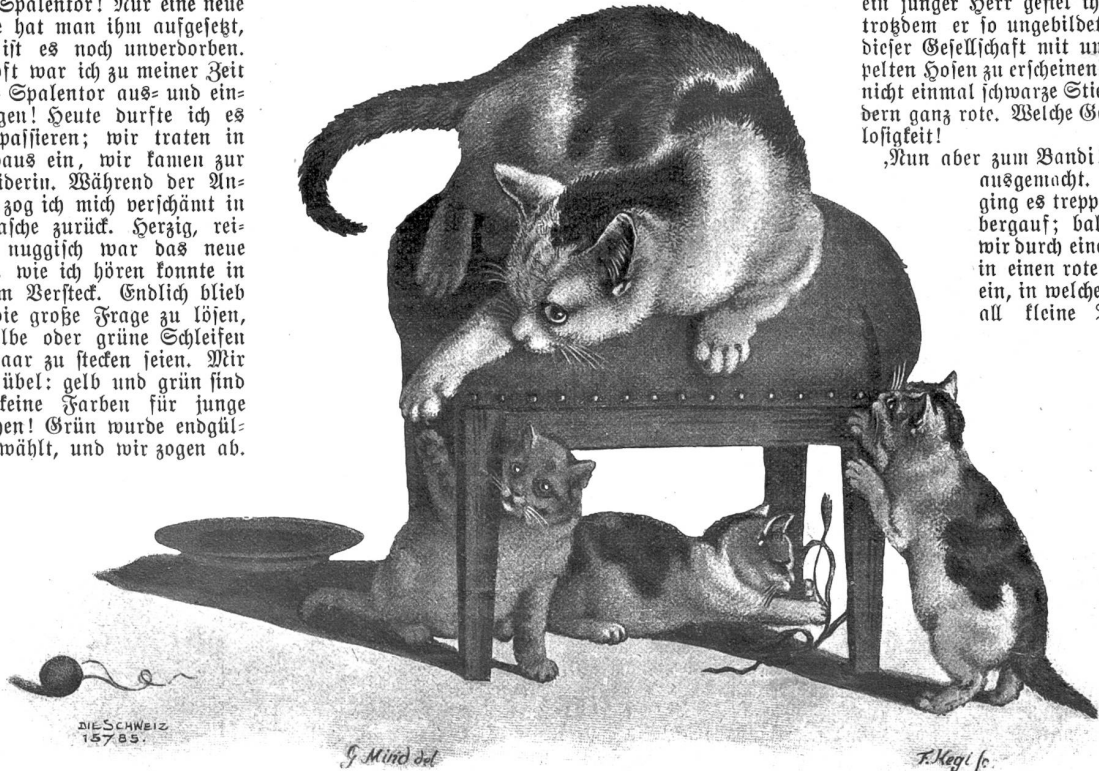
Das war also ein Tram; denn aus der Kiste hatte uns ein Herr begrüßt. Schön grüßen die Leute aber auch nicht mehr, wie wir es zu unserer Zeit konnten!

Meine Bummelrinnen verabredeten nun einen kurzen Gang durch die neue Ausstellung in der Kunsthalle zu machen. Wieder gings über einen Graben, der gar kein Graben mehr ist, dann einen Berg hinunter und einen Berg hinauf. Wir kamen an einer schönen Ruine vorbei, die zu meiner Zeit noch nicht existierte; dann ging es treppauf in ein großes Haus, jedenfalls die genannte Kunsthalle. In einem großen Saal, der gar keine Fenster hatte, nur Dachlicht, hingen viele Bilder. Weil ich mich zu meiner Zeit gern damit abgab, schöne Stammbuchblätter zu malen, so interessierte mich die Ausstellung natürlich sehr. Aber die Augen gingen mir über; es ist vorbei mit der Kunst!

Bilder und Gemälde, die ein Haus, einen Salon zieren sollen, müssen doch auch etwas Erfreuliches darstellen, sollen doch schön gemalt sein. Es gibt auf der Welt des Schönen ja soviel; wozu denn das Häßliche malen? Unsere alten Meister haben von Kunst gewiß auch einen Hochschein gehabt, in ihren Bildern verkörperte sie uns die Natur. Was machen aber diese neumodischen Künstler, wie malen sie? — Vor einem Bilde standen viele Leute. „Großartig, genial, eine Tat!“ sagten die einen, „Zerbild, häßlich, trivial!“ meinten andere. Es war auch ein ganz minderes Nachwerk; daneben jedoch hing ein Zettel, und darauf stand 12,000 Franken! Deshalb wohl standen die Leute alle so lange davor!

Meine Begleiterinnen verstanden von Kunst wohl nicht viel; sie bewunderten ganz geringe Sachen, an einer wirklich schönen Landschaft zogen sie achtlos vorüber. Am meisten interessiert sie sich für die anwesende Gesellschaft. Viel Bewunderung zollten sie einer Dame, die sehr gut roch, aber ganz merkwürdig aufgetakelt war. Auch ein junger Herr gefiel ihnen gut, trotzdem er so ungebildet war, in dieser Gesellschaft mit umgetrempelten Hosen zu erscheinen; er trug nicht einmal schwarze Stiefel, sondern ganz rote. Welche Geschmacklosigkeit!

„Nun aber zum Banti!“ wurde ausgemacht. Wieder ging es treppab, dann bergauf; bald traten wir durch einen Laden in einen roten Salon ein, in welchem überall kleine Tischchen



DIE SCHWEIZ
1873.

J. Meyer del.

F. Meyer sc.

nicht als Tochter zuführen durfte. Die zweite wollte ich zu meiner Lotte machen, sie aber wollte nicht. Die dritte war eigentlich nicht meine Lotte; aber sie ward meine Frau, und ich war ihr Valentin."

Bei jeder Lotte hatte er geseufzt, bei der dritten am tiefsten; er war jedenfalls sehr verheiratet gewesen! Mehr zu fragen, verbot mein Zartgefühl; ich hätte zwar gerne noch gewußt, ob er im Jenseits seine Lotten wiedergefunden.

Ein anmutiges Bild, wie er so in seine wehmütigen Erinnerungen versunken am Notizbuch lehnt! Wir Kinder der Gegenwart, wir haben es ganz verlernt, uns mit Anmut und Grazie zu bewegen. Herr Biedermeier mußte fühlen, mit welchem Wohlgefallen ich ihn betrachte; denn, indem er die letzte Träne aus seinem Augewinkel wischt, lispelt er selbstvergessen: „Man nannte mich einst den schönen Valentin. . ."

Mama erscheint, um mich zu wecken. „Aber Karl! Du hast doch Herrn Biedermeier versprochen, dich ihm zu widmen, und nun verchlüffst du den schönen Nachmittag!" „Ich gehe schon," brumme ich unzufrieden über die Störung. Sorgfältig stecke ich das Carnet in die Tasche, wo Herr Biedermeier sich sofort ebenfalls breit macht.

„Du holst uns doch ab heut' abend?" bittet Mama. „Wir sind bei Tante Marie zum Tee eingeladen. Wenn Herr Biedermeier mit dem Nachtzug verreist, kannst du dich gewiß gegen zehn Uhr freimachen? Es würde die gute Tante sehr freuen, dich wieder einmal zu sehen!"

„Natürlich hole ich euch ab!" Und fort bin ich.

„Wohin nun zuerst? Wie immer, wenn ich den Bärenführer zu machen habe, gilt der erste Gang dem nahen Münster."

„Ach, das liebe alte Münster!" bewundert Freund Valentin. „Aelter ist es gar nicht geworden; viel jünger und schöner steht es aus mit dem prächtigen neuen Dach. Der heilige Martin und der tapfere Ritter Georg sind ebenfalls jünger geworden. . . Der ganze Platz, die alten Patrizierhäuser, es sind dieselben noch, die ich einst kannte! Dort, das Gefenster, das habe ich einmal mit einem harten Schneeball entzweigeschmissen, was mir einen halben Tag Karzer eingetragen hat!"

Der Schulpalast in der Mittergasse erscheint ihm fremd. „Dort war einst das Hasengäßlein, wo meine Lotte wohnte!" Welche von den Lotten, hätte ich nun eigentlich fragen sollen; er hat aber das „meine" so zärtlich ausgesprochen, es mußte Nummer I gewesen sein.

Jetzt biege ich in den Kreuzgang ein, wo Herr Biedermeier den Führer machen kann. Hier ist das Grab des armen Auebi, der gar so jung schon sterben mußte, da ruht der alte Herr Forcart, der zeitlebens seinen Popf trug und mit ihm auch begraben wurde; dort liegt eine Mutter mit ihren Kindern. Wichtig, hier ist das Grab von Decolampad, und da liegt der alte Jakob Sjelin begraben, der so viel Gutes getan im Leben!

„Wie mein Grab jetzt wohl aussieht?" fragt Herr Biedermeier plötzlich. „Die Lotte hat mir doch jedenfalls einen schönen Grabstein gestiftet! Könnten



standen. Wir ließen uns in einer Ecke nieder; meine Trägerin bestellte Tee, und ihre Freundin holte selbst im Laden das gewünschte Gebäck dazu.

Dieser Vandi ist auch eine neue Mode, die mir gar nicht gefällt; zu meiner Zeit wußte man davon nichts. Wir tranken allabendlich unsern Schoppen am Stammtisch mit unsern Freunden; unsere Frauen und Töchter dagegen tranken ihren Tee zu Hause, und das bloß am Abend, nicht schon am Vormittag.

Raum waren wir da, so erschien auch der Kavaliere mit den roten Schuhen und den Umgekrempelten, der ebenfalls Tee bestellte und Gebäck dazu.

Aus dem Vandi haben Sie mich dann glücklich wieder erlöst; ich war froh Ihrem Rufe Folge zu leisten. . ."

Die lange Erzählung und das Wiederaufleben all des Gesehenen haben ihn erschöpft; müde lehnt Freund Biedermeier an der Silhouette.

Teilweise muß ich ihm recht geben; es ist wahr, die Kleidung unserer Tage ist weit davon entfernt eine schöne, farbenfrohe zu sein. Ich suche es damit zu begründen, daß wir eben der Not gehorchen, nicht dem eigenen Triebe. . . Auch in der Kunst ist der Geist der Zeit kein erfreulicher; aber wir, die wir uns für Kunst interessieren, wir nehmen alle an, daß wir in einer Uebergangsperiode leben. Wir hoffen, die Zeit der Abklärung bald zu erleben, wo es dem Künstler wieder gelingt, durch die Macht der Kunst das Schöne zu erkennen und das Näßliche zu verklären.

Mit einem Seufzer ist Herr Biedermeier wieder verschwunden; natürlich rufe ich ihn sofort wieder zurück. „Entschuldigen Sie, ich wurde zitiert!" begrüßte er mich. „Schon einmal wurde ich heute dorthin gerufen, vor eine schöne Auslage nämlich, wo verschiedene Tisch- und Kaffeefervice ausgestellt sind. Auf einem Duzend Kaffeetassen ist immer der gleiche Kopf gemalt, eine Silhouette umgeben von einem Blumenkranz; auf der Kanne und auf der Zuckerbüchse ist der Kopf etwas größer, der Sahnepopf zeigt das kleinere Format. Ist das nicht geschmacklos, den gleichen Kopf fünfzehnmal zu wiederholen? Da stehen dann die Leute vor der Auslage, bewundern und rühmen: Ganz echter Biedermeierstil! Hoffentlich werde ich heute nicht mehr dorthin zitiert. Der Anblick dieser fünfzehn Silhouetten hat mir weh getan, stellen sie doch alle fünfzehn meine Lotte dar!"

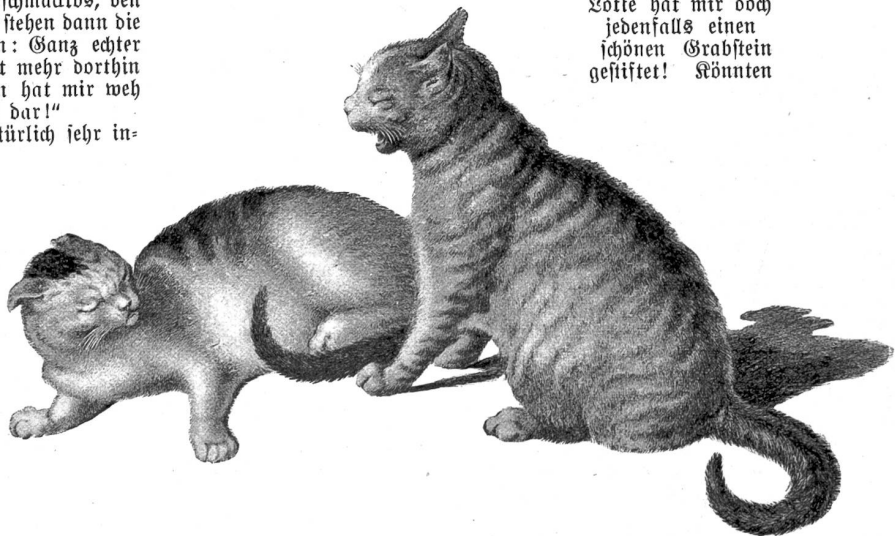
„Ah, Sie hatten eine Lotte?" frage ich natürlich sehr interessiert.

Er nickt und sinnt: „Ja, ich hatte einst eine Lotte! Eigentlich zwei Lotten. . . Wenn ich recht zurückdenke, hatte ich sogar drei Lotten!"

„Drei? Drei Lotten?" rufe ich erstaunt aus.

„Drei Lotten!" nickt er und wischt mit seinem schönen Foulard eine Träne weg, die ihm die Erinnerung auspreßt. Die Geschichte dieser drei Namens- und wahrscheinlich auch Leidensschwester mußte ich unbedingt erfahren. In klassisch kurzen Worten erzählt Freund Valentin:

„Die erste Lotte war meine Lotte; aber sie ward nicht mein, da ich sie meinen Eltern





wir nicht auch vielleicht dem Spalengottesacker einen Besuch machen?"

"Später!" sage ich ausweichend, da ich ihm nicht mitteilen mag, daß auf seiner Grabstätte jetzt der neue botanische Garten sich ausdehnt.

Wir treten nun auf die Pfalz. Wie da Herr Valentin auflebt, als er die alten Bäume wiederfieht, in deren Schatten er als Knabe gespielt! Rührend ist auch sein Gruß an den Rhein, in dessen Fluten er so oft gebadet. Die Berge grüßt er und das liebe St. Christophalkirchlein, auch das freundliche Dettlingen, wo er in seiner Kindheit manchmal die Ferien zugebracht hat im Pfarrhause bei Tante Hanna. . . Erst jetzt haften seine Blicke in der Nähe; er wundert sich über die Mäßen, statt der alten Rheinbrücke nun eine so großartige neue zu sehen, freut sich aber, daß das "Räppelt" als Andenken an die gute alte Zeit auf dem mittleren Joche steht. Oberhalb und unterhalb ebenfalls Brücken, prächtige neue, und zu beiden Seiten des Stromes die Stadt, die ihre engen Mauern gesprengt hat und sich weit und mächtig ausdehnt!

"Aber die Schifflande? Es ist doch schade, daß die der neuen Zeit weichen mußte! Was steht jetzt dort?"

So schonend als möglich erzähle ich von der dortigen Veränderung. Bald wird man auch dort im Schatten sitzen können wie hier auf der Pfalz!" rühme ich kühnlich.

"Es ist doch schade drum!" seufzt er.

Nun machen wir dem Museum einen Besuch. Trotzdem man in der engen Gasse die Schönheit des gewaltigen Baues nicht messen und nicht recht genießen kann, so imponiert er meinem Freund doch sehr. In der Aula, die wir zuerst besuchen, kann er viele alte Bekannte begrüßen; auch Freunde und Verwandte von ihm sind da, wie er stolz bemerkt.

"Und der hier, das muß mein Neveu Fritz sein! Nie hätte ich geglaubt, daß aus dem Strick noch etwas Rechtes wird. Nun blickt er hier so stolz von der Wand, als hätte er mich nie gefurt, der Schlingel!"

Glücklicherweise bemerkt er die Grimasse nicht, die sein wohlblöcker Herr Neffe ihm nachschickt und die einem Gassenbuben wirklich alle Ehre gemacht hätte.

In der Gemäldegallerie, unter den alten Meistern fühlt sich Herr Biedermeier ganz in seinem Element. Besonders für die Zeichnungen interessiert er sich sehr; doch wir können darauf leider nicht viel Zeit verwenden.

Für zuletzt habe ich ihm das Böcklinkabinett und das Stückelbergzimmer aufgespart. Begeistern kann er sich für Böcklin nicht, so sehr ich mir auch Mühe gebe. Kaum will er glauben, daß der Meister ein Basler war, so fremd muten ihn dessen Bilder an. Böcklin hat eben für die Nachwelt geschaffen, nicht für unsere Vordäter. Stückelberg, der ist sein Mann; mit Behagen kann er sich in dessen Bildern vertiefen, die keine großen Probleme aufgeben, aber tiefe Gedanken und Gefühle auslösen im Beschauer. "Ich hatte einen Freund Emanuel Stückelberg, der war auch so ein Gemütsmensch; er war gewiß der Großvater von diesem Ernst!"

Durch die Martinsgasse geht der Weg jetzt zum Archiv und zum Rathaus. Wie Herr Biedermeier sich freut, die alte Gasse

wiederzusehen, sogar noch mit dem gleichen Pflaster, an dem er sich schon zu seiner Zeit die Schuhnägel ausgestolpert hat!

Das Archiv gefällt ihm gut, ebenso der Kreuzgang, der zu unserm Rathaus führt, auf das wir alte und junge Basler so stolz sind.

"Großartig" findet er die schöne Treppenhalle, durch die wir nun den Abstieg in die untern Stockwerke unternehmen. Schmunzelnd betrachtet er den schönen Sitzungssaal im zweiten Stock; den Fresken nur steht er befangen gegenüber und kann sich keinen Vers dazu machen.

Der Großratsaal gefällt ihm ausgezeichnet; doch ist er erstaunt, die Luft darin so schlecht zu finden: zur Zeit, da noch sein Vater im Rate saß, da hat es im Ratszimmer immer schön nach Patschuli geduftet. Mild lächelt er, da wir beim Hinaustreten an einem der hintern Sitze einen vergessenen Zopf baumeln sehen; das heimelt ihn sehr an.

Der Regierungssaal ist ganz nach seinem Geschmack, die alten Holzschnitzereien und die gemalten Wappenscheiben sind ihm eine große Freude. Aber daß die Bulte der regierenden Herren so weit auseinanderstehen, das kann er nicht begreifen.

"Sie können untereinander ja gar keine Fühlung haben, wenn sie so weit auseinanderstehen," meint er.

Es hätte mich zu weit geführt, ihm zu erklären, daß die Rats Herren in ihren Ansichten und Meinungen noch viel weiter auseinander sind in vielen Beziehungen.

Da wir nun über die prächtige Freitreppe in den schönen Rathaus Hof niedersteigen, will Herr Biedermeier ohne Gruß an seinem alten Freund Munatius vorbeigehen; er hat ihn in seinem bunten Kleide nicht mehr erkannt. Die Fresken des Hofes gefallen ihm nur halb, umso besser die alten Bilder der Vorhalle, die ihm lieb und vertraut sind.

"Was ist denn das für eine öde Gegend?" fragt mein Freund erstaunt, da wir aus dem Rathaus treten.

"Das ist doch der Marktplatz!" sage ich ganz beschämt. Er kann sich in diese Veränderung nicht finden. "Schöner ist der Markt nicht geworden durch die Vergrößerung, öder aber und kahler auf jeden Fall!" führt er aus. Um ihn zu trösten, zeige ich ihm die Rathausfassade; doch sein Unwille wird dadurch nur noch gesteigert.

"Was soll denn der lange Turm, der da so unmotiviert seinen hohlen Kopf hoch in die Luft reckt?" klagt er. Ich suche ihm beizubringen, daß der Baumeister in der Eile eben den Turm um zwei Stockwerke zu hoch gebaut hat; er will sich jedoch nicht befänstigen lassen. Den Fischmarkt getraue ich ihm deshalb gar nicht zu zeigen. Zum Glück kommt gerade ein Tram, der nach dem provisorischen Bahnhof fährt; rasch steige ich in das mir wohlbekanntes Vehikel. Erst auf dem Barfüßerplatz spüre ich, wie Freund Valentin vor Angst schlottert in meiner Tasche. Eigentlich bin ich froh, daß er vor lauter Schreck den Barfüßerplatz gar nicht sieht: ich wäre in erneuter Verlegenheit gewesen, wenn ich ihm den modernen Verkehrstempel hätte vorstellen müssen, vor dem wir eben Halt machten. Tief in die Tasche hinein hat sich Herr Biedermeier verfrachten und wird erst wieder munter, da wir auf der Margarettenbrücke dem Tram entsteigen.



Von der Brücke aus zeige ich ihm den provisorischen Bahnhof und den neu erstehenden. Eben fange ich wieder an, ihm von den großartigen neuen Verkehrsmitteln zu reden, da raffelt dicht unter uns ein Zug vorbei, der uns in dicken Rauch einhüllt. Mein Freund ist wieder in seiner Versenkung verschwunden, und ich höre plötzlich mitten im schönsten Satze zu reden auf. Der Nutzen der modernen Verkehrsmaschinen ist ihm nicht beizubringen.

„Hören Sie, schön sind die Tram und die Eisenbahnen aber nicht, auf die Sie sich so viel einbilden!“ sagt er schauernd, da er wieder auftaucht, und bläst sich den Ruf von seinem feinen Jabot. „Zu unserer Zeit war es viel gemütlicher: man ging zu Fuß oder mietete sich einen Wagen, wenn es preffierte. Im allgemeinen hatten wir es überhaupt nicht so eilig, wie ihr modernen Leute. Die Menschen rennen ja jetzt alle; das hätte zu meiner Zeit ein behäbiger Bürger nie getan! Wir nahmen alles viel gemütlicher und kamen trotzdem immer noch früh genug zum Sterben.“

Während wir nun dem Margaretentirchlein zustreben, erzähle ich meinem treuen Begleiter Fragmente aus der Geschichte des letzten Jahrhunderts; er fällt aus einem Erstaunen in das andere. Es freut ihn sehr, daß die vielen deutschen Kleinstaaten sich jetzt zu einem großen Ganzen geeinigt haben, trotzdem ich ihm sagen mußte, daß auch in der großen Einheit nicht immer Einigkeit herrscht.

Die Trennung von Baselstadt und Baselland kann er einfach nicht begreifen, über die Mäßen regt er sich darüber auf. Nicht einmal der Trost auf die stets drohende Wiedervereinigung kann ihn besänftigen!

Nun muß ich doch meinem Erstaunen darüber Ausdruck geben, daß man im Jenseits so gar nichts weiß von den Vorgängen dieser Welt. Es fällt ihm schwer, mir dafür eine Erklärung zu geben, da er augenscheinlich nicht aus der Schule schwaben darf.

„Mit dem irdischen Staub legen wir auch alle Erinnerung ab; nichts Weltliches darf über die Grenze, die uns von den Lebenden scheidet. Nur wer, wie ich heute, zittert wird, schlüpfst für die kurze Spanne eines Erdentages in die Welt und ihr Treiben zurück und findet für solange auch seine Erinnerungen wieder.“

Unter solch ernstern Gesprächen sind wir auf der Terrasse vor dem Kirchlein angelangt, und Herr Biedermeier erblickt jetzt seine Vaterstadt, die im goldenen Abendlicht vor uns liegt.

„O Basel! Wie bist du so groß und so schön!
Ich sehe dich wieder von diesen Höh'n,
Wie einst ich dich sah!
O Stadt meiner Väter, o Heimat traute!
Entschwand'ne Erinnerung wird wieder laut;
Denn ich bin dir nah!“

Mit klingendem Pathos trägt Freund Valentin seine Verse vor; ich höre gerührt zu. Eigentlich hatte ich ihm von der Margaretenterrasse aus die Stadt erklären, die vielen Kirchtürme weisen und die neuen Quartiere zeigen wollen. Weislich halte ich jetzt meine profanen Erörterungen zurück, da ich sehr,

in welche Ekstase der Anblick seiner sonnenbeschienenen Heimat ihn versetzt hat. Still genießend bleiben wir lange Zeit in das schöne Bild versunken, ich merke nicht einmal, daß wir nicht mehr allein sind.

„Gi, Carolus! So vertieft in deine Poeterei, daß du deine Freunde nicht siehst, wenn sie dir vor die Sonne stehen!“ begrüßt mich Freund Paul, der mit zwei Bekannten den schönen Abend ebenfalls verbummelt.

Gemeinsam treten wir nun den Heimweg an, um gemeinsam auch zum Abendschoppen ins Kasino zu gehen. Bald sind wir in lebhaftem Disput über ein neu erschienenes Buch, und ich bemerke nicht, daß Biedermeier mir unterwegs abhanden gekommen ist.

Im Kasino machen wir unsere gewohnte Partie, die ich wie fast immer verliere. Während ich nun mein bescheidenes Abendbrot verzehre, kommt mir plötzlich die versäumte Freundespflicht zum Bewußtsein.

„O Biedermeier!“ rufe ich reuevoll aus, und die bekannte Seufzerantwort ertönt aus der Tasche.

„Was? Auch du, Carolus, fängst zu biedermeiern an!“ schilt Freund Paul und hält mir einen längern „Speech“ über die gedankenlose Verballhornisierung einer an und für sich schönen Stilform, die in unsere Verhältnisse jedoch absolut nicht mehr passe.

„Du mußt aber doch zugeben, daß wir diesem für uns neuen Stil hübsche Sachen verdanken!“ suche ich ihn zu beschwichtigen und reiche ihm das Notizbuch als Beleg meiner Behauptung. Mit einem gewaltigen Luftsprunge turnt Biedermeier nach. Da Paul nicht wie ich ein Sonntagskind ist, sieht er weder Freund Valentin noch dessen devoten Kratzfuß.

„Ganz nett!“ stimmt er bei und versinkt in die Betrachtung der Silhouette. Nun setzt er sich wieder auf seinem berühmten Stiepenferd zurecht und fängt an über Kunst zu reden. Er behauptet, daß eine Zeit wie die unsrige, die auf allen Ge-





bieten so viel Neues schafft, sich damit nicht begnügen darf, alte Stile auszugraben, sondern auch darin selbstschaffend sein soll. „Wir leben in einer großen Zeit; deshalb muß auch ein grandioser Stil geschaffen werden,“ schließt er.

„Ja, aber . . .“ beginne ich, komme aber nicht zum Wort. „Und die Menschen dieser großen Gegenwart,“ fängt er schon wieder an, „die Menschen, die sich so gern zu Uebermenschen auswachsen würden, die werden jetzt wieder zu Kindern. Sie schmücken alles mit Kränzen aus Rosen und Vergißmeinnicht, graben uralte Lächerlichkeiten aus und reden nur noch von Biedermeier hier und Biedermeier da . . . Ich möchte ihn sehen, den alten Biedermeier, wenn er sich all den faulen Zauber anschauen und anhören müßte! Kopfstehen würde er, das ist sicher!“

Ich lachte, lachte, lachte; Biedermeier lachte ebenfalls mit, stand jedoch dazu gemütlich auf seinen zwei Beinen und klatschte der Rede Beifall. Paul sieht mich erst fassungslos an; es war ihm so bitterernst, er kann meine heitere Laune deshalb gar nicht fassen und begreifen.

„Mußt du denn nicht zugeben, daß dieser Stil der ruhigen Behaarllichkeit in unsere unruhvolle nervöse Gegenwart nicht paßt? Es ist ja zum Schreien, wenn man eine unserer Modepuppen, die in Kragen, Krawatte und Hut unsere Gigerl nachahmt und in einem Tailor-made-Kleide einherstolzert, wenn man die mit einem gestickten Strickbeutel sieht, wie ihn unsere Urgroßmutter einst getragen! Strickbeutel darf man übrigens jetzt nicht mehr sagen, da die Modernen nicht stricken

können; ‚M ridicule‘ ist das richtige Wort dafür! Lache nur! Auslachen darfst du mich; sobald du aber zu Biedermeiern anfängst, sind wir geschiedene Leute!“

Damit steckt er das Notizbuch in seine Tasche und will schnell fort. Biedermeier hält sich an der blauen Schleife verzweifelt fest und sieht mich lebend an.

„Du, das Carnet nimmst du aber nicht mit; das gehört mir. Uebrigens ist es schon fast sieben Uhr. Du kommst doch mit in den literarischen Abend?“ frage ich, indem ich das Notizbuch samt Anhängel einstecke.

„Nun ja,“ brummt er. „Zwar verspreche ich mir keinen großen Genuß; der Dichter, der auf dem Menü steht, ist für mich ein ganz unbekannter Mann.“

Während wir uns in den neuen Konzertsaal begeben, rühme ich den Vortragenden sehr; besonders seine naturwahren Milteuschilderungen hebe ich hervor.

„Wir werden bald sehen,“ brummt er — da macht der berühmte Mann schon seine Verbeugung. Die Lorbeerbäume auf dem Podium bilden für einen Künstler stets einen schönen Hintergrund. Auch der rote Lichtschirm, der die Lampe schmückt, hebt sich prächtig ab von dem dunkeln Grün. Mit schöner Stimme füßem Wohlklang beginnt die Lektüre. Von Schiller ist die Rede: „Von unserm Schiller,“ lispelt Biedermeier und ist ganz Ohr.

Schwere Stunden, schwere Tage, schwere Zeiten hat unser Schiller durchmachen müssen — das lernen wir schon in der Literaturstunde, davon spricht auch der Vortragende. Er führt uns zu nachtschlafender Zeit in das kahle Zimmer mit dem kalten Kachelofen, wo Schiller einsam wacht und sich quält, da er schaffen, dichten möchte und nicht kann. Statt daß nun Herr von Schiller rasch zu Bette eilt und sich dort erwärmt und erholt, um dann am Morgen mit frischen Kräften sein Werk zu fördern, statt dessen quält der Vorleser ihn und uns eine lange, bange Zeit. Schiller hat den Schnupfen wie immer, er hat gerötete Nasenränder und rote Lider; sogar die Sommerprossen auf den blassen Wangen müssen wir zählen, trotz des schlechten Lichts, das dem Dichter leuchtete.

In meiner Rocktasche wird es unruhig. Herr Biedermeier will jedenfalls gegen das Gesehene protestieren — ein Glück, daß man ihn nicht hört!

Es ist wahr, das ist alles echte Milteuschilderung! Zu Schillers Todestag hätten wir aber gewiß alle lieber etwas von seiner Größe als Dichter und Mensch, als solche Details über seine traurige Körperbeschaffenheit gehört. Nun läßt der junge Mann den Dichter der Jungfrau von Orleans gar noch einen gewaltigen Schnupf tun in seine kranke Nase! Freund Valentin fängt zu rasen an. Rasch entferne ich mich, bevor der moderne Dichter uns ganz à la Schiller vorniest. Freund Paul überlasse ich seinem Schicksal.

(Schluß folgt).

Lenzeswunder.

Winter lugt mit blinden Augen
Trüb und grau noch in mein Stübchen.
Aber drin — ein Lenzeswunder —
Lacht mein lustig Sonntagsbüchlein!

Frühling quäkt sein helles Stimmchen,
Leben zappeln seine Beinchen,
Und in seinen Blinzelauglein
Glimmt das erste Sommenscheinchen.

Weicher Flaum, wie Weidenkätzchen,
Wuselt um sein länglich Schöpflein.
Doch von vorne gleicht mein Schätzchen
Einem Gänseblumenknöpflein

Mit dem zarten Rosanäschen —
Wie die Kinder voll Entzücken,
Lenzesgierig an den Hängen
Grabbelnd, sie ins Käustchen pflücken.

Unser Lebens erste Blüte,
Frühlingsfröschlein, Sonnenstrahl —
Daß der Himmel dich behüte,
Sei gesegnet tausendmal!

Hedwig Bleuler-Waser, Zürich.

